

Bravo in dem lauten Beifall unterging, in den die Hörschaft ausbrach, als Wolfgang geendet hatte. Der Rektor beging die denkbar größte Unklugheit, indem er auf Wolfgang's Ausführungen antwortete; er war gereizt und das heftige Verlangen, sein gefährdetes Ansehen zu wahren, ließ ihn hitzig, bitter und ausfällig werden und riß ihn zu gewagten Behauptungen hin, die er mit kaltem Blute gewiß nicht aufgestellt haben würde. Der Versuch, Wolfgang von obenherab mit seiner Ironie zu widerlegen und den Ton der wissenschaftlichen Ueberlegenheit dem Laien gegenüber, den Ton eines leichten, spöttischen Mitleids anzunehmen, mißlang ihm aufs Kläglichste; die Zuhörer hatten sämmtlich das Gefühl, einen hochmüthigen, düntelhaften Schulmeister vor sich zu haben, der sich auf den Sand gesetzt sieht und der sich durch Grobheiten und Anzüglichkeiten für den seinem Ansehen verletzten Stoß zu rächen sucht und sich immer mehr in die Hitze redet, ohne den Eindruck der Worte seines Gegners vertilgen zu können; der Herr Rektor war ihnen nie kleiner und unwürdiger erschienen als in dieser Stunde, und es war höchst ergötzlich, auf Krone's Gesicht sein inneres Wüthen und Toben gegen den anmaßenden Ignoranten sich spiegeln zu sehen; der Jörn und die Entrüstung über ein so unwürdiges Benehmen würgten ihn ab und er hätte in diesem Augenblick viel darum gegeben, nur die Hälfte von Wolfgang's klajischer Ruhe zu besitzen, um dem Rektor nach Gebühr antworten und ihm auf gut deutsch die Wahrheit sagen zu können. Wolfgang erhob sich jedoch selbst zur Abwehr des durch nichts gerechtfertigten persönlichen Angriffs, und er hatte, als der Beleidigte und Herausgeforderte, bei seinen Hörern von vornherein gewonnenes Spiel. Ebenso ruhig und gelassen, als der Rektor eifrig und gereizt gewesen, zerpflückte er das Wenige, was derselbe an Argumenten noch vorzubringen vermocht hatte, und als er dann, seiner sonst sonoren, angenehmen Stimme die kalten, harten und scharfen Accente vornehmer Verachtung für einen brutalen Angriff abgewinnend, seinen Gegner in die Schranken zurückwies und sich für die Zukunft eine Behandlung ansah, wie sie unter gebildeten Gegnern Sitte sei, und den Herrn Rektor daran erinnerte, daß er keinen Schulknaben vor sich habe, sondern einen Mann, der ihm wahrscheinlich auch noch auf andern Gebieten des Wissens überlegen sei, als ihm gelang, was jener nur angestrebt hatte: den Ton der bewußten Ueberlegenheit zu treffen, die über den Gegner mit einem feinen Spottlächeln die Achseln zuckt und es verschmäht, ihn ernsthaft zu nehmen und schweres Geschütz gegen ihn aufzufahren, da schlug nicht bloß Krone, unfähig, seinen Herzenspudel über die Niederlage des verhassten Feindes zu unterdrücken, mit strahlendem Gesicht die Faust auf den Tisch, daß sie ihm schmerzte, sondern man kam auch von allen Seiten und drückte Wolfgang die Hand, und mehr als ein älterer Bürger, der bisher in seiner arglosen Gutmüthigkeit den Herrn Rektor für einen Ausbund von Gelehrsamkeit und für alles Wissens unerschöpflichen Vorn gehalten hatte, schüttelte den Kopf und meinte: „Heute hat der Rektor aber unrecht gehabt und der Herr Hammer hat es ihm ordentlich gegeben; der hat Haare auf den Zähnen und vor dem mag der Rektor sich nur in Acht nehmen.“ In noch viel entschiedener Weise äußerten sich die Sympathieen der Jugend, auf die das leise, grollende Vibriren der Stimme und der Zug und Schwung, der durch die ganze Erklärung ging, elektrisirend gewirkt hatten; bei manchem, der der Feuerwehr angehörte, hatte der entschiedene, freimüthige Sprecher bereits ein günstiges Vorurtheil für sich gehabt und der Rektor, dessen so unverhüllt zu Tage tretende Selbstgefälligkeit gerade die schlichtesten und wackersten Naturen verletzte, war nie so recht populär gewesen, und die Zahl derer, welche ihm die Abfertigung von Herzen gönnten, war keine geringe. Der so unerwartet aus dem Sattel Gehobene ließ sich durch den Anblick der seinem siegreichen Gegner entgegengebrachten warmen Sympathieen um den letzten Rest von Besonnenheit und Würde bringen. Blut und Blässe wechselten sich auf seinem Gesicht, und der verletzte Schulmeisterhochmuth unterdrückte jede andere Rücksicht und selbst die Erwägungen der einfachsten Klugheit; er stieß die Erklärung hervor, die Selbstachtung verbiete ihm ein Weiterwirken in dem Verein, in dem er in so unerhörter Weise beleidigt worden sei, und der Tag sei hoffentlich nicht fern, an dem die Mitglieder zu der Ueberzeugung gelangen würden, daß sie undankbar gewesen seien und obendrein einen wenig vortheilhaften Tausch gemacht hätten. Wenn er glaubte, mit dieser in brüstem und hochfahrendem Tone abgegebenen Erklärung eine niederschmetternde Wirkung zu erzielen, so irrte er sich sehr; der Rückzug, den er mit de-

monstrativer Ueberstürzung antrat, wurde theils mit eisiger Kälte, theils mit spöttischem Achselzucken mit angesehen, und das von einigen Seiten erschallende ironische Gelächter gereichte namentlich Krone zur innigsten Gemüthung. Daß die bisher von ihm schlecht und recht vertretene Sache, an der sein ganzes Herz hing, in so glänzender und ungeahnt vollständiger Weise triumphirte, erfüllte ihn mit einem in Worten nicht auszubrückenden Gefühl von Glück, und er war roth vor Freude, wie ein junges Mädchen, der ein begünstigter Tänzer auf einem Balle mit dem Ausdruck voller Bewunderung die Versicherung zuflüstert, daß sie zweifellos die Schönste und Anmüthigste im Saale sei. Wenn seine Befriedigung über den Ausgang des von ihm eingefädelten Kampfs noch einer Steigerung fähig gewesen wäre, so würde sie in dem Augenblick eingetreten sein, in welchem Wolfgang, bei dem der flüchtige Rauch des Triumphs rasch verfliegen war, mit ruhiger Sicherheit erklärte, daß der Verein durch den Strife des Herrn Rektors nichts einbüßen solle; für jenen selber hoffe er durch seine Person Ersatz zu bringen und der möglicherweise eintretenden Fahnenflucht anderer Lehrkräfte werde er jedenfalls auch die Spitze abbrechen können, indem er einen oder den andern seiner Freunde für den Verein gewinne.

Diese Erklärung wurde mit großer Befriedigung entgegengenommen, und als Wolfgang dann lächelnd zu Krone trat und ihn fragte: „Nun, was sagen Sie, Krone, habe ich mein Wort eingelöst und sind Sie mit mir zufrieden?“, da überkam ihn wieder ein Anfall seiner vergebens nach Worten haschenden Erregung, und er konnte ihm nur stumm, aber mit einem berebten, viel-sagenden Blick die Hand drücken — pressen wäre vielleicht eine richtigere Bezeichnung.

Die letzten Tage des Mai brachten den Geburtstag der kleinen Emmy, der vom Kommerzienrath alljährlich durch ein Gartenfest gefeiert wurde. Auf der Liste der Einzuladenden, welche das Geburtstagskind selbst entworfen hatte, figurirte auch der Name Wolfgang's, und als der Kommerzienrath, dem es wider die Natur ging, jemanden, den er bezahlte, der in seinen Diensten stand und dem er befehlen konnte, einzuladen, bei diesem Namen hüftelnd stand und zaghaft andeutete, daß er diesen Namen am liebsten gestrichen sähe, da sagte die Kleine fast ungeduldig und mit der Rechthaberei des verwöhnten Kindes: „Aber, Papa, ich weiß wirklich nicht, was du willst; es ist doch selbstverständlich, daß Herr Hammer eingeladen wird, und ich wünsche ihn bei uns zu sehen, grade an meinem Geburtstage. Nicht wahr, Martha, du bist auch dafür?“

Der Kommerzienrath gab angesichts dieser Entschiedenheit seinen Einspruch auf und wartete Martha's vorsichtige und gelassene Antwort: „Ich sehe keinen Grund dagegen und nur Gründe dafür,“ garnicht ab. So fand denn Wolfgang zwei Tage vor dem kleinen Feste eines Morgens auf seinem Pult ein zierliches Einladungsbriefchen, und das Herz klopfte ihm rascher, als er sich sagte, daß die Zwanglosigkeit einer fête champêtre ihm jedenfalls Gelegenheit geben würde, Martha Hoyer näher kennen zu lernen und diese stille, innerliche Natur zu sondiren; es war ja noch lange nicht erwiesen, ob sie bei eingehender Unterhaltung auch alles das hielt, was sie versprach, und in Wolfgang's Seele kämpfte der Wunsch, sie möchte sich so zeigen, daß er ein Recht bekam, sich achselzuckend von ihr abzuwenden und sie als abgethan fernerhin zu ignoriren, mit dem Wunsche, sie möchte alles das sein, was er nur von einem Mädchen träumen konnte. Es schien übrigens, als trage Martha kein Verlangen, ihm zu begegnen; er hatte eben erst das Haus betreten, als ihm bereits Gelegenheit ward, Fräulein Emmy seinen Glückwunsch darzubringen, und sie nahm denselben mit einem Lächeln entgegen, das sie für äußerst fein und vielsagend hielt und das Wolfgang andeuten sollte, sie habe selbstverständlich errathen, wer der Dichter des ihr anonym zugegangenen Gedichts sei, das der Bewunderung für ihre „knospensreife“ Schönheit, für ihre „Gazellenanmuth“ und ihres Auges „sanftes Feuer“ in so zarter und schüchternen Weise Ausdruck lieh; Frau von Larisch, die eine sehr distinguirte Toilette gemacht hatte und reizend aussah, begrüßte ihn mit einer heitern Freumblickheit, über der es doch wie ein Hauch von Befangenheit lag; sie fragte sich, welcher Ausdruck wohl in seinen Augen liegen würde, hätte er nur eine Ahnung davon, daß ihre Lippen die Stirn über ihnen flüchtig gestreift hatten, und als er scherzend sagte, er hoffe, im Laufe des Abends Gelegenheit zu erhalten, ihr eine Bitte vorzutragen zu können, an



James Watt. (Seite 268.)

deren Gewährung ihm viel gelegen sei, gab sie ihm, als stehe sie in seiner Schuld, eifrig die Versicherung, daß er sie jeden Augenblick bereit finden werde, ihn anzuhören, und daß er seine Bitte im voraus als gewährt ansehen möge, vorausgesetzt, daß die Gewährung in ihrer Macht liege. Während dieser Begrüßung stand Martha in dem Salon, der seine Flügeltüren nach dem Garten öffnete, und ordnete die Blumen in einer Vase; sie hatte Wolfgang kommen sehen und sich hierher geflüchtet, weil sie sich momentan unfähig gefühlt hatte, ihm gleichmüthig gegenüber zu

treten, und auch jetzt noch schwante und zauderte sie, ob sie ihm nicht überhaupt so lange als nur möglich ausweichen solle. Auch sie dachte an den heimlichen Krankenbesuch — aber ihr nahm diese Erinnerung alle Herrschaft über ihr Empfinden, und der junge Mann durfte doch nicht ahnen, wie sie um ihn gezittert und geweint, wie sie gelitten und gezagt hatte. Und Wolfgang, der sie doch überall mit den Augen suchte, mochte nicht nach ihr fragen, und so währte es ziemlich lange, bis sie einander plötzlich zufällig gegenüberstanden. (Fortsetzung folgt.)



Ueber das Klima verschiedener Länder und die dasselbe bedingenden Ursachen.

Von Prof. A. Weissenmann.

(Schluß.)

Bemerkenswerth ist überhaupt die besonders im Winter hervortretende Thatsache, daß die Westküsten der Kontinente wärmer sind als die Ostküsten. So zeigt Westeuropa eine höhere Temperatur als östlich Nordamerika und die Küsten des chinesischen Meeres in gleichen Breiten. Dasselbe gilt von der westlichen Küste Nordamerikas im Vergleich zu den Ostküsten Asiens und Nordamerikas. Der Unterschied verschwindet umso mehr, je näher man zum Aequator kommt. In 60 Grad Nordbreite haben wir folgende Temperaturen im Winter: Westküste Europas 0 Grad, Ostküste Asiens - 20 Grad, Westküste Amerikas - 10 Grad, Ostküste Amerikas - 20 Grad. In China trifft man in der gleichen Breite mit Neapel dieselbe Wintertemperatur wie auf Spitzbergen, nördlich von Norwegen, in 77 Grad Nordbreite, und wie an der Westküste Nordamerikas im 60. Breitengrade, nämlich - 10 Grad, welche Temperatur an der Ostküste Nordamerikas wieder beim 42. Breitengrade vorkommt. Neapel und New-York liegen nahe in derselben Breite und beide ozeanisch; aber ersteres hat eine Temperatur von 10 Grad im Winter und 24 Grad im Sommer, letzteres eine solche von - 1 Grad im Winter und 21½ Grad im Sommer. Namentlich nimmt zur Winterzeit im atlantischen Ozean die Wärme rasch zu, wenn man sich von der Ostküste Nordamerikas gegen die Westküste Europas begibt. Die Ursache dieser großen Verschiedenheit der beiden Küsten des atlantischen Ozeans wird häufig im Golfstrom, jenem warmen Meeresströme gesucht, welcher vom Meerbusen von Mexiko aus in nordöstlicher Richtung sich durch das genannte Meer zieht und, an Island und Norwegen vorbei, sich in das nördliche Polarmeer ergießt. Wenn derselbe nun auch unzweifelhaft auf Island, Norwegen, Spitzbergen erwärmend wirken muß, so ist doch nicht abzusehen, weshalb er in gleichen Breiten auf Mitteleuropa erwärmender wirken soll als auf Amerika, da er sich z. B. New-York näher befindet als Neapel. Die Hauptursache liegt in der Verschiedenheit der Luftströmungen.

Nach den Beobachtungen der letzten zwei Jahrzehnte sind alle stärkeren Winde um ein Centrum geringen Luftdrucks (eine sog. Depression) kreisende Wirbelwinde, deren Bewegung auf der nördlichen Halbkugel die Richtung Süd-Nord-West-Süd hat, auf der südlichen Erdhälfte die umgekehrte. Diese Wirbel bewegen sich in parabolisch gebogenen Bahnen, und besonders im Winter hauptsächlich auf dem offenen Meere. Infolge der Drehung der Erde um ihre Aze ist nördlich vom 30. Breitengrade die Richtung der Bewegung des Wirbelmittelpunkts eine nordöstliche und südlich vom 30. Grad Südbreite eine südöstliche. Sie ziehen sich also zum Beispiel zwischen Europa und Amerika ziemlich genau dem Golfstrom entlang. Wenn man nun die oben angegebene Richtung der Wirbeldrehung verfolgt, indem man den Mittelpunkt in den atlantischen Ozean versetzt, so sieht man, daß die Wirbel an der Ostküste Amerikas mit nördlicher Windrichtung, an der Westküste Europas mit südlicher eingreifen. Jene bringen aber kältere, diese wärmere Luft. So haben wir nach den Untersuchungen von Hann in Wien im Winter in Westeuropa 50 pCt. südliche und 23 pCt. nördliche Winde, an der Ostküste Nordamerikas dagegen 50 pCt. nördliche und 24 pCt. südliche. Dasselbe finden wir aus dem gleichen Grunde im großen Ozeane. Die Westküste Nordamerikas zeigt 43 pCt. südliche und 26 pCt. nördliche, die Ostküste Asiens 53 pCt. nördliche und 17 pCt. südliche Winde. Im Sommer werden allerdings an den Ostküsten die nördlichen Winde etwas zurückgedrängt, indem über dem stark erwärmten Festlande die Luft leichter wird und aufwärts steigt, sodasß dann die Mittelpunkte der Wirbel sich häufig in's Innere des Festlandes ziehen. An den Westküsten gehen die Luftströmungen wegen der gleichen Ursache mehr in westliche über. Westeuropa zeigt im Sommer 58 pCt. westliche und 23 pCt. östliche, die Ostküste Nordamerikas 50 pCt. südliche und 31 pCt. nördliche, die Westküste desselben Landes 70 pCt. westliche und 16 pCt. östliche, die Ostküste Asiens 48 pCt. südliche und 26 pCt. nördliche Winde. Wir haben also die klimatischen Verschiedenheiten zwischen den Ost- und Westküsten der Festländer wieder in dem verschiedenen Verhalten von Land und Wasser zu der von der Sonne empfangenen Wärme zu suchen, genau wie bei dem Unterschiede von kontinentalem und ozeanischem Klima. Die Mittel-

punkte der Wirbelwinde entstehen nämlich durch aufsteigende Luftströme. Im Sommer ist die Festlandstemperatur höher als diejenige des Meeres, somit muß über jenem die Luft am leichtesten sein und hauptsächlich aufsteigen und müssen sich über dem Festlande die Wirbelmittelpunkte bilden. Durch die im Winter stärkere Ausstrahlung des Festlandes steht seine Temperatur bedeutend unter der des Meeres, und der Unterschied wird noch erhöht durch die warmen, gegen die Pole abfließenden Meeresströmungen. Demnach sammeln sich in dieser Jahreszeit die leichteren Luftmassen über dem Meere, die schwereren über dem Festlande, und werden deshalb Luftströmungen gegen das Meer hin stattfinden, wo sich die Wirbelmittelpunkte bilden, wodurch dann freilich zwischen den Ost- und Westküsten ein bedeutender Unterschied entsteht, der sich in den Windrichtungen und somit auch in der Temperatur ausdrückt.

Aber nicht nur die Vertheilung von Wasser und Land wirkt bestimmend auf das Klima ein, sondern im einzelnen Lande die Gebirgszüge. Nehmen wir als Beispiel die Schweiz, so ist allerdings die Vergleichung nicht so einfach; denn wir haben gesehen, daß die Höhenunterschiede einen bedeutenden Einfluß auf die Temperatur ausüben. Man muß also die Frage in folgender Weise stellen: Ist irgendein Ort der Schweiz, wenn seine Höhe und seine geographische Breite in Berücksichtigung gezogen werden, zu warm oder zu kalt? Ich habe schon früher angegeben, in welcher Weise die Temperatur in den verschiedenen Jahreszeiten mit der Höhe abnimmt, und bleibt nur noch nachzutragen, daß nicht völlig ein Breitengrad erforderlich ist, um die Temperatur um 1 Grad zu ändern. Nun ergibt sich, daß im Winter zwei warme Luftkanäle, circa den Einschnitten des Reuß- und Rheinthales entsprechend, das Land von Süd nach Nord durchziehen und in Verbindung mit dem ebenfalls seiner Lage nach gegen die übrigen Theile der Schweiz noch zu warmen Tessin stehen. Dann existirt ferner ein warmes, das Berner Oberland, einen Theil des Kantons Freiburg und den oberen Theil des Genfersees umfassendes Gebiet, und zeigen ebenfalls die Thäler des Waadtländer und Neuenburger Jura zu hohe Temperaturen, während zwischen beiden Gebieten ein in nordöstlicher Richtung durch die ganze Schweiz, von Genf bis zum Rheine, gehender kalter Strich liegt. Auffallend kalt zeigt sich das Engadin, namentlich das mittlere, und die Gegend von Davos. Ferner sind die Kantone Glarus, St. Gallen und Schaffhausen in die kalte Region zu zählen.

Die beiden zuerst erwähnten Kanäle schließen sich eng an die Hauptwege des Röhn an und verdanken demnach die Erwärmung dem letztern. Wenn das südlich von dem großen Alpenzuge liegende Gebiet zu warm ist, so liegt der Grund jedenfalls darin, daß dasselbe gegen die erhaltende Wirkung der Nordwinde durch die hohen Gebirge geschützt ist. Das gleiche gilt von der warmen Zone des Berner Oberlandes und vom oberen Theil des Genfersees, sowie vom Jura. Der von Genf bis zum Rheine sich ziehende kalte Strich ist grade eine Passage für Nordostwinde, welche hier ungehindert durchströmen können; ebenso verhält es sich mit dem in nordöstlicher Richtung verlaufenden Engadin. Während auf dem großen St. Bernhard, in 2478 Meter Meereshöhe, die Temperatur durchschnittlich einmal auf - 22 Grad sinkt, fällt sie im mittleren Engadin, welches 760 Meter tiefer liegt, im Durchschnitt jeden Winter einmal auf - 27 Grad und in dem noch tieferen Davos auf - 25 Grad.

Im Sommer ist der Unterschied zwischen den einzelnen Gegenden nicht mehr so bedeutend. Mit etwelcher Verschiebung bleiben die warmen Kanäle und der kalte von Genf ausgehende Strich. Das Engadin zählt aber jetzt mit dem Tessin zu den warmen Gegenden, was mit der Klarheit der Bündnerluft zusammenhängen mag, wodurch im Sommer die stärkere Einstrahlung, im Winter aber auch die Ausstrahlung begünstigt wird.

Für das Klima eines Landes ist aber nicht bloß die Temperatur und ihr Wechsel, sondern in ebenso hohem Maße die fallende Regenmenge bestimmend. Sie wird gemessen, indem man angibt, wieviel Millimeter hoch das Regenwasser den Boden bedecken würde, wenn es nicht abflösse. Zur Vergleichung der spätern Angaben mag hier sogleich angeführt werden, daß in der schweize-

rifchen Hochebene die jährliche Regenhöhe circa 1100 Meter und an den europäischen Meeresküsten 500—700 Millimeter beträgt, und daß im regen- und überschwemmungsreichen Monat Juni 1876 in der Schweiz beiläufig 450 Millimeter fielen. Nirgends tritt uns eine so große Regelmäßigkeit in den Witterungserscheinungen entgegen, als in der Nähe des Aequators, in den sogenannten Tropengegenden, und nirgends zeigt sich eine so reichliche Regenmenge. Im ganzen etwas nördlich vom Aequator gelegen zieht sich rings um die Erde ein Gürtel höchster Temperatur, die bis auf 30 Grad im Mittel von Tag und Nacht steigt. Ueber diesem Gürtel ist die Luft offenbar leichter als nördlich und südlich davon, und muß deshalb von beiden Seiten Luft gegen diese Zone hinströmen, um das Gleichgewicht herzustellen. Es entstehen so der Nord- und Südpassat, welche infolge der Erddrehung in Nordost- und Südostpassat abgelenkt werden. In dem heißen Gürtel, wo die beiden Passate zusammenkommen, steigt die Luft in die Höhe, und man hat diese Gegend Region der Windstillen oder Kalmen genannt, trotzdem da oft die stärksten Windstöße vorkommen; aber sie sind nur regelmäßig, bald aus Nord, bald aus Süd. Die aufsteigende Luft kühlt sich ab und taun den von dem Meere reichlich empfangenen Wasserdampf nicht mehr in Dampf- form halten. Er scheidet sich zu massenhaften Wolken aus und der Regen strömt in eigentlichen Fäden zur Erde. Daher regnet es in der Kalmenzone durchschnittlich mehr als neun Stunden im Tage. Bei Nacht, wo wegen der Abkühlung der aufsteigende Luftstrom einigermaßen nachläßt, ist der Himmel etwas klarer. Die Region der Windstillen verschiebt sich mit der Sonne und befindet sich im August ungefähr in 10 Grad Nordbreite. Dann strömt die Luft z. B. an der Küste von Guinea in Afrika vom Meere her gegen das Konggebirge und gegen die Sierra Leone, muß an diesen nothwendig emporsteigen, sich abkühlen und demnach den vom Meere stammenden großen Wasserdampfgehalt als Wolken und Regen ausscheiden. Deshalb fallen in den Monaten Juli, August und September zusammen 2000 Millimeter, also 600 bis 700 Millimeter im Monat, während Januar, Februar und März, wo die Kalmenzone südlicher liegt, nur 40 Millimeter, oder monatlich bloß 10—15 Millimeter Regen aufweisen. Auf das ganze Jahr kommen 3200 Millimeter, d. h. ungefähr das Dreifache der in der schweizerischen Hochebene fallenden Menge. Diese Mengen sind um so auffällender, wenn man diejenigen der flachen Insel Ascension damit vergleicht. Dieselbe liegt in 8 Grad Südbreite und westlich von Guinea, immer noch in der Passatregion, aber außerhalb des Kalmenzügels. Es kommen auf ihr, weil sie zudem flach ist, keine ausströmenden Luftströme vor, und so beläuft sich die jährliche Regenhöhe nur auf 225 Millimeter, wovon das Maximum von 44 Millimetern auf den April fällt. Ganzbar, an der Ostküste Afrikas, befindet sich auch außerhalb des Kalmenzügels im horizontalen Luftstrom des Passatwindes in 6½ Grad Südbreite und sollte somit ähnlich wie die Insel Ascension nur wenig Regen aufweisen. Der genannte Küstenstrich ist aber landeinwärts von einem nördlich streichenden hohen Gebirgszuge begrenzt. An diesem stauen sich die Passatwinde und zwingen die Luft, welche sonst ihren horizontalen Lauf weiter verfolgt hätte, emporzusteigen. Die Luft kommt von der Seeite her, ist warm und sehr feuchtigkeithaltig, welche letzte infolge der Abkühlung sich niederschlägt. So kommt es, daß hier der jährliche Regen auf 3000 Millimeter anwächst. Das Maximum zeigt der Mai mit 618 Millimeter, das Minimum der Juni mit 23 Millimeter, worauf im November ein zweites Maximum mit 366 Millimeter und im Januar ein neues Minimum mit 122 Millimeter folgt. Ganz evident zeigt sich, wie mit dem allmählichen Ansteigen von der Küste aus in's Innere die Regenmenge zunimmt auf der östlich von Madagaskar gelegenen Insel Mauritius, indem dieselbe an der Küste nur 800 Millimeter, im Innern in 320 Meter Höhe jedoch 3600 Millimeter jährlich beträgt. Die Nilquellen liegen ziemlich in der Gegend der Kalmenzone des Sommers und in gegen das Meer abfallenden Gebirgen. Deshalb ist von Juni bis September wie an der Guineaküste der Regen so reichlich, daß der Nil in Unterägypten über seine Ufer tritt, die angrenzenden Ländereien bewässert und so eine Boden- anpflanzung möglich macht, die sonst nicht zu bewerkstelligen wäre, da in Unterägypten jährlich kaum 30 Millimeter Regen fallen. Ähnlich sind die Verhältnisse im tropischen Amerika. Der Südost- passat strömt vom warmen atlantischen Ozean über das immer höher ansteigende Festland bis gegen die ganz an der Westküste liegende hohe Gebirgskette der Anden. Die durch das Empor- steigen immer kälter werdende Luft scheidet immer mehr Wasser-

dampf zu Wolken aus, und so regnet es in dieser Gegend unter dem Aequator fast beständig und in reichlicher Menge, wodurch die Quellen und Zuflüsse der mächtigen, das ganze Festland durchziehenden Ströme gespeist werden, und z. B. der riesige Amazonenstrom möglich ist, der täglich enorme Wassermassen dem Meere zuführt. Der starke Niederschlag ermöglicht die Entwick- lung einer so üppigen Vegetation, wie wir sie in den Urwäldern Südamerikas treffen. Leider haben wir keine Angaben über die Regenhöhen im Innern des Landes, aber an der Küste sind sie schon so reichlich, z. B. in Cayenne jährlich 3500 Millimeter, daß wir nach den Resultaten in ähnlichen Lagen für das Innere jedenfalls 7—8000 Millimeter, wo nicht mehr, annehmen können. Am Westabhange der Anden, gegen den stillen Ozean hin, sind die Regenmengen viel geringer, weil der Südostpassat eher vom Lande wegweht.

Eigenthümlich gestalten sich die Verhältnisse in Ostindien. Dort verschiebt sich die Region der Windstillen infolge der stärkeren Temperaturveränderungen von 30 Grad Nordbreite im Sommer bis zu 10 Grad Südbreite im Winter. Infolge dessen wehen über Indien im Sommer Südwestwinde, im Winter Nordost- winde, welche Südwest- und Nordost-Monjun heißen. Ersterer kommt vom warmen indischen Meere her mit sehr feuchter Luft, letzterer vom Festlande mit trockener Luft. Aber ersterer Strö- mung stellt sich der rasch gegen die Malabar Küste abfallende Gebirgskette der West-Ghates in Vorderindien entgegen, und dann im Norden das himmelanstrebende Himalayagebirge. Diese Um- stände bewirken, daß wohl nirgends auf der ganzen Erde so ge- waltige Regenmengen fallen, als in diesem indischen Monjun- gebiete. Natürlich führt der im Sommer gegen die West-Ghates stoßende Südwestmonjun die feuchte Meeresluft von der Küste aus in die Höhe unter beständiger Abkühlung, so daß sich am Westabhange eine Regenmenge bildet, die, an der Küste nur 2000 Millimeter betragend, mit der Höhe auf 4—7000 Milli- meter ansteigt. In dem rings gegen den Ozean abgeschlossenen Hochlande von Dekan ist dagegen die Regenhöhe eine sehr geringe und steigt z. B. in Poonah, am Ostabhange der West-Ghates, nur mehr auf 580 Millimeter jährlich. Noch auffällender ist die Niederschlagsmenge, verursacht durch den gegen die Mauer des Himalaya durch den Meerbusen von Bengalen strömenden Süd- westmonjun. Da fallen zwar schon in Kalkutta an der Meeres- küste jährlich 1680 Millimeter; jedoch nördlich davon, in Cherra- poonjee im Khasiagebirge, die enorme Masse von 14200 Millimeter, davon allein im Sommer 9000 Millimeter, während der Winter nur 100 Millimeter aufweist. Im Juni 1851 fielen an genanntem Orte 3738 Millimeter, also täglich durchschnittlich 124 Millimeter, und an einzelnen Tagen wohl noch viel mehr, Regenhöhen, die bei uns alles unter Wasser setzen würden. Auch auf dem West- abhange Hinterindiens betragen die jährlichen Regenmengen 4 bis 5000 Millimeter.

In der gemäßigten Zone sind die Niederschläge gleichmäßiger über das ganze Jahr verbreitet, obgleich der Sommer wegen des größeren Wasserdampfgehaltes der Luft etwas mehr liefert als der Winter. Aber auch da gilt das allgemeine Gesetz, daß, wenn vom Meere her die Luft gegen das innere Hochland ansteigt, sie infolge ihrer fortwährenden Abkühlung Wasserdampf in immer größerer Menge ausscheidet, so daß die Regenmenge zum Beispiel von allen Seiten gegen die Alpen hin zunimmt. So beträgt sie an den Küsten von Nord-, West- und Südeuropa 500 bis 700 Millimeter, in der schweizerischen Hochebene schon 1100 und im Centrum der Alpen über 2000 Millimeter jährlich. In Skandinavien treffen die vom Meere herkommenden Winde zu- erst die hart an der Westküste sich hinziehende Gebirgskette, und es zeigt daher das westlich gelegene Bergen im Jahre 2200 Millimeter Regen, das im Osten gelegene Stockholm nur 460 Millimeter.

Endlich will ich noch kurz die regenlosen Gebiete, die sog. Wüsten, erwähnen. Wenn ein Gebiet gegen die vom Meere her- strömenden Winde durch Gebirgszüge abgeschlossen ist, so fällt das Wasser auf der Außenseite nieder und weht über jenes nur trockene Luft, die keinen Niederschlag veranlassen kann. So ist die im Innern Asiens gelegene Wüste Gobi von den wasserdampf- reichen Südwinden durch das Himalayagebirge getrennt. Auf dem Südabhange dieses Gebirges fallen die genannten mächtigen Regenmassen, welche die großen Ströme Indiens, wie den Ganges und Bramaputra, speisen und die große Fruchtbarkeit dieser Erd- gegend hervorbringen; auf der Nordseite wird der Boden vom Regen kaum einmal angefeuchtet. Da auch die Winde aus anderen

Himmelsgegenenden durch Bergketten abgeschlossen sind, so entsteht eine nahezu regenlose Zone, wo die ununterbrochen wirkenden Sonnenstrahlen das Erdreich ausdörren und kein Gedeihen der Pflanzen möglich machen. Dasselbe gilt von der Wüste Sahara, welche gegen Süden durch die Küstengebirge, gegen Norden durch den Atlas von den Meerwinden abgeschlossen ist. Die Unfruchtbarkeit und Dürre solcher Landstriche ist also nicht Folge eines ungeeigneten Bodens, sondern Folge der Abschließung gegen die regenbringenden, feuchten Meerwinde.

Es könnte noch eine große Zahl von Beispielen außerordentlicher klimatischer Verhältnisse angeführt werden, die sich immer auf Grund einfacher physikalischer Prinzipien erklären lassen. Das bisher Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß zum Verständniß des Klimas eines Landes nicht bloß seine allgemeine geographische Lage, sondern noch in viel höherem Maße die Bodengestaltung und der Charakter seiner Umgebung berücksichtigt werden müssen, und daß dann die oft scheinbar größten Gegensätze als einfache Konsequenzen davon sich ergeben.

Exekution.

(Fortsetzung.)

Die Frau sank auf den Stuhl und weinte bitterlich. Schwer hatte sie das erbarmungslose Schicksal getroffen, und täglich fürchtete sie neue Schläge. Und nun mußte sie es gar erleben, daß ein gemeiner Mensch die Wunden noch weiter aufriß, und sie durfte ihm nicht einmal wehren; denn das Ende ihres Nothstandes war nicht abzusehen, und da blieb trotz allem Widerwillen der Exekutor doch eine Person, welcher in der traurigen Rechnung eine Stelle nicht verjagt werden konnte. Das war eine über alle Schmerzen gehende Demüthigung. Nur konnte sie sich nicht erklären, was diesen Menschen, dem nie ein Leid geschehen, dem immer so höflich wie jedem andern begegnet worden — bewege, so rauh, so böse zu sein? Warum war er zu Anfang so freundlich und nur am Ende so —

Da fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen.

Als ich um fünf Uhr nach Hause gekommen war und kaum die Kinder begrüßt hatte, fragte mich die Frau: „Sag' mal, die Exekutionskosten, erhält die der Exekutor oder muß er sie an eine Kasse abführen?“

„An die sogenannte Salarienkasse — denk' ich — muß er sie abführen. Der Exekutor bekommt ein monatliches Gehalt von etwa 20—30 Thalern.“

„Damit kann er freilich eine Familie nicht unterhalten, und dann wundert's mich nicht —“

„Daß Exekutoren etwa dürftig leben müssen?“ fiel ich ein. „O, das glaube ich nicht. Die ich kennen gelernt, wohnen recht hübsch, und der Herr B., der bei uns gewesen, hat seine Möbel und scheint in seinen freien Stunden durchaus nicht zu arbeiten. Aber warum fragst du danach? War der Exekutor etwa hier?“

Und nun erzählte mir die Frau die ganze Geschichte und auch die Gedanken darüber.

„Was meinst,“ fragte sie mich am Schlusse, „was hätte der Mann wohl gethan, wenn ich ihm statt einmal zwanzig zweimal zwanzig Silbergroschen oder gar zwei Thaler hingelegt hätte?“

„Ja, das ist eine kluge Frage. Aber wenn ich mir ihn vorstelle und dazu halte, was du mir erzählst, so glaube ich, er hätte ganz ruhig und ohne Schöndank das Doppelte und noch lieber das Dreifache eingesteckt, als wenn das gerade nur die Kosten gewesen, und wäre dann sehr freundlich und artig geblieben und hätte wegen der neuen Exekution gewiß mit sich reden lassen.“

„Verzeih' mir Gott die schwere Sünde, wenn ich dem Manne unrecht thue,“ salvierte sich vorsichtig die Frau, „aber wenn ich mir die verdächtige Szene von Anfang bis zu Ende überlege, so kann ich mich nicht des Gedankens entschlagen, der Herr hat auf ein gutes Trinkgeld gerechnet und ist böse geworden, als ich ihm keins gegeben. Sogar daß er zu einer Zeit kam, in der du — wie er ja weiß — nicht zu Hause bist, bestärkt mich in meiner Meinung. Denn wahrhaftig, der Mann versteht es, Frauen einzuschüchtern. Ach, was bin ich dumm gewesen! Nicht wahr?“

„Laß gut sein! Es gehört sehr viel Erfahrung und nicht selten eigene Schlechtigkeit dazu, um zu rechter Zeit die eigentlichen Zwecke der klugen Menschen, die überall und namentlich in den Häusern der Bedrängten, ihr Profiten machen wollen, zu begreifen. Auch einen schlechten Menschen für gut gehalten zu haben, sollen wir niemals bereuen. Uebrigens können wir uns diesmal beide irren.“

Wir hatten's hier wieder einmal mit einer eigenen Lücke in unserer Erfahrung zu thun. Wir kannten nicht die fast unermessliche Bedeutung der Trinkgelder, und wir wußten nicht, daß man beinahe nirgends, wie weit man auch gehe und wie hoch man auch steige, sie vergessen dürfe und daß sie häufig er-

wartet und sogar verlangt würden. In meiner Jugend hatte ich nur erfahren, daß es sich bloß reiche und vornehme Herren und Damen erlauben dürfen, Trinkgelder zu geben, aber nur Bedienten, Kutschern und Stubenmädchen. Ich hatte auch gesehen, wie sie das machten, und dabei war's mir vollkommen klar geworden, warum man nicht auch andern Leuten ein Geldstück zuwerfe, wie einem Hunde ein Stück Brot, oder in die Hand drücke, wie einem Bettler das Almosen, ja ich glaubte auch gefunden zu haben, warum sich nur vornehme Leute solches erlauben dürften, weil nämlich Dienstboten den Muth nicht haben, es zurückzuweisen oder zurückzugeben. Späterhin erfuhr ich allerdings, daß Kutscher, Bediente und Stubenmädchen von allen Leuten, gleichviel ob sie reich und vornehm oder nicht, Trinkgelder gern annehmen. Mir ist's aber doch einigemal recht eigenthümlich ergangen.

Ich verlebte einmal einen Theil meiner Ferien bei einem befreundeten Gutsbesitzer. Als ich davonging, hielt ich mich verpflichtet, dem alten Diener, der täglich meine Kleider sorgfältig gereinigt und mir viele kleine Aufmerksamkeiten erwies — er hatte mich freilich als Kind gekannt und mir damals manchen hübschen Apfel zugeworfen — ein gutes Trinkgeld zu geben. Der alte Mann sah mich mit einem halb traurigen, halb grimmen Blicke an, schob die Hand zurück und sagte: „Nein, wenn Sie weggehen, müssen Sie einen nicht auch noch ärgern. Es ist nicht hübsch, wenn Sie schon meinen, einem armen Menschen können Sie immer mit Bezahlung genug thun. Gehen Sie mit Gott!“ Ich ging beschämt davon und nahm mir ernstlich vor, mit Trinkgeldern vorsichtig zu sein. Aber was hilft Vorsicht, wenn man eben Pech hat. Ich hatte bald gefunden, daß der alte Georg ein seltenes, vielleicht einziges Exemplar sei; seine Mahnung war darum längst vergessen, als ich einmal mit mehreren Freunden zur Geburtstagsfeier in das Haus eines alten Oberförsters und zwar auf mehrere Tage einrückte. Als wir abfahren wollten, war es selbstverständlich, daß wir dem Stubenmädchen ein Trinkgeld geben mußten, und da sie hübsch war und es verstanden hatte, den übermüthigen jungen Herrn gut zu antworten, so mußte es auch ziemlich reichlich sein. Sie nahm's vom ersten und zweiten willig und freundlich dankend an; als aber ich — der blödeste, der sie nie in die Baden gezwickt, ihr kaum ein freundliches Wort gesagt hatte — ihr auch das Trinkgeld hinreichte, schleuderte sie die Hände auf den Rücken, schaute mich mit großen, ich glaubte fast strahlenden Augen an, sagte aber kein Wort. Ich war ganz verduzt und wußte nicht, was ich machen sollte. Da riefen die Freunde: „Siehst du denn nicht, du Tölpel, Geld will sie nicht von dir, einen Kuß sollst du ihr geben!“ Da machte sie still kehrt und flog zur Thüre hinaus. Was war das? Ich konnt's mir nicht erklären; aber das ich mit meinem Trinkgeld wieder einmal schlecht angekommen, hat mich lange geärgert. — Und noch eine dritte Geschichte. Als ich noch Hauslehrer war, besuchte mich auf einige Tage ein weitab wohnender Freund. Von meiner Prinzipalität wurde er auf's Beste aufgenommen. Mich bediente zu der Zeit ein altes, sehr braves Frauenzimmer. Als mein Freund abfahren wollte und die alte Trine ihm den letzten Dienst geleistet hatte, dankte er ihr und gab ihr ein recht schönes Trinkgeld. Aber ärgerlich gab's ihm die Trine sofort zurück. „Was denken Sie, Herr, von mir? Ich bin im Dienste bei meiner Herrschaft und von ihr bekomme ich Lohn und Brot. Dafür muß ich thun, was mir befohlen wird, und wenn zu unserm Herrn Lehrer ein Gast kommt, so muß ich den so gut bedienen wie ihn und dafür kommt mir keine Bezahlung zu. Nichts für ungut. Glückliche Reise!“

Mein Freund war sprachlos vor Erstaunen, und ich hatte vor der braven Trine jetzt noch mehr Respekt als früher.

Diese Erfahrungen hatten auf mich nachhaltigen Eindruck gemacht; ich wußte, daß man nicht jedem Diensthöten ein Trinkgeld anbieten könne, ohne in Gefahr zu kommen, sein Ehr- oder Pflichtgefühl zu verletzen.

Lange dauerte es, bis ich erfuhr, daß man nicht bloß Kutschern, Dienern und Dienstmädchen Trinkgelder geben könne, sondern noch vielen andern Leuten, ohne befürchten zu müssen, daß sie es einem übelnehmen möchten. Ich habe erst lange hineinsehen und hinhorchen müssen, bis ich begriff, daß Kellner und Kellnerinnen, Hausknechte oder feinste Oberkellner es im Gegentheil übelnehmen, wenn man ihnen nicht etwas zuwirft oder in die Hand steckt. Ich finde in der Sache auch nichts unrechtes, seitdem ich weiß, daß die Trinkgelder diesen Leuten als ein Theil ihres Lohnes veranschlagt werden; aber ich finde sie unwürdig, demüthigend, erniedrigend — ich kann mir nicht helfen.

Noch weitere Erfahrungen und einige recht unangenehme mußte ich machen, bis ich es glaubte, daß man viele — bei Leibe nicht alle! — Beamte ebenfalls nicht demüthigt, erniedrigt, beleidigt, wenn man ihnen ein Trinkgeld anbietet, und daß sie es annehmen und zwar genau in derselben Form, nach demselben Maßstabe wie Dienstmädchen, Kutscher, Diener, Kellner und Oberkellner. Zwar wußte ich es lange, daß man Beamten Geschenke macht; die Landleute liefern dem Gensdarmen, dem Polizeiverwalter oder jetzt etwa Amtshauptmann, dem Kreissekretär, Landrath, ja dem Richter von ihren besten Produkten und oft in großen Massen — ich habe gesehen, wie einem gestrengen Polizeiverwalter ein großes Fuder Heu zum Geschenk gemacht wurde. Aber solche Lieferungen, so lästig sie manchmal auch sein mögen, haben doch noch immer die Form und das Ansehen eines Gesichts im alten, guten Sinne; ja, oft sind's wirkliche Geschenke, Entgelt für gute, eheliche Dienste, deren man nicht entzathen, die man aber auch nicht mit Geld bezahlen kann oder darf. Wenn solche Geschenke nicht gefordert werden und nicht den Charakter alter Naturaltribute haben, wenn man sie, ohne Nachtheil für sich befürchten zu müssen, zurückhalten kann; so wird gegen dieselben oft nicht das Geringste einzuwenden sein. Wollte man dagegen statt solcher Naturalien denselben Beamten Geld geben, so würde man in der Regel übel ankommen; das würde nicht mehr ein Geschenk sein, bei dem sich an freundschaftliche Gesinnung oder an Dank für einen in Ehren und Treuen geleisteten Dienst denken ließe, sondern das wäre eine Entlohnung, die nicht angenommen werden darf, oder eine Bestechung. Könnte aber nur von solchen Diensten die Rede sein, zu denen der Beamte verpflichtet ist, so wäre es eben ein — Trinkgeld.

Das ist der Unterschied zwischen dem ordentlichen deutschen Beamten und dem russischen: dem letztern legt man neben das Geld, das er als Zoll, als Gebühr, als Preis (z. B. für Holz) u. c. zu empfangen hat, noch immer ein Mehr, oft ein recht bedeutendes. Er streicht alles ruhig ein, wenn es ihm nicht — zu wenig ist. Ist er zufrieden, dann weiß der Zahlende, er braucht sich um Vorschriften und Gesetze nicht zu kümmern, er darf die kostbarsten Waaren schmuggeln, und hat er z. B. zwanzig schlechte Bäume im Walde gekauft, so führt er dreißig gute aus oder — wenn er recht dreist ist — auch vierzig und fünfzig. Darum ist der russische Beamte verachtet, und ich hoffe mit Recht. Ähnliches kann auch bei den oben beschriebenen Geschenken vorkommen und ist vorgekommen; aber es ist das wohl verhältnißmäßig selten geschehen, wenigstens wird es gewöhnlich nicht vorausgesetzt.

Alle diese einzelnen Erfahrungen, die einen unausstilgbaren Eindruck auf mich machten und meine Neigung, den sittlichen Charakter jedes Menschen groß und unantastbar zu denken, befestigten, ließen mich immer nur sehr langsam auf den Gedanken

kommen, daß bei dieser oder jener Gelegenheit ein Trinkgeld wohl angebracht sei. Allmählich lernte ich, namentlich in den großen Städten, daß beinahe alle dienstbaren Geister, sowohl in den Familien, wie in den Gastwirthschaften und Läden, die Handwerkerlehrlinge u. s. f. Trinkgelder mit Vergnügen annehmen, ja wie einen Tribut erwarten. Seitdem wird auch von mir dieser Tribut ausnahmslos geleistet, und nur einmal ist er mir lachend von einem Lehrlinge zurückgewiesen worden — es war freilich der wohlherzogene Sohn eines reichen Mannes.

Aber einem Beamten, auch dem geringsten, ein Trinkgeld anzubieten, davor hatte ich stets eine heilige Scheu. Der Gedanke daran hat für mich immer eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Verdächtigung des Charakters. Es sind die schlimmsten, die verderblichsten Erfahrungen, die uns überzeugen, daß wir die Menschen nach einem viel zu hohen, nach einem — wie man sagt — idealen Maßstabe beurtheilen, die uns lehren und zwingen, wie die Polizei von jedem Menschen eine möglichst schlechte Meinung zu haben und abzuwarten und abzulauern, bis er durch Aeußerungen oder Handlungen ein schönes Herz, ein reines Gewissen und über die schmutzige Erdbahn hinausragende Grundsätze zeigt. Solche Ueberzeugung liegt nicht im Menschen — es wäre auch geradezu unnatürlich! — sondern sie wird ihm anezogen oder durch schlimme Erfahrungen aufgedrängt. Es ließe sich recht wohl zeigen, daß gerade in unserer Zeit eine solche Erziehung leider sehr häufig ist und dergleichen Erfahrungen wahrscheinlich niemanden und manchem vielleicht an keinem Tage erspart werden. Ob solche Menschenkenntniß am Ende wirklich nützlich ist, lasse ich dahingestellt; daß sie nicht erfreulich, auch nicht erhebend ist, das weiß ich.

Ich gebe wohl zu — und damit will ich diese Bemerkungen hier abschließen —, daß man durch Mitleid bestimmt werden kann, auch dem Beamten, der uns einen Dienst leistet, ein Trinkgeld zu geben. Zum Beispiel den Briefträgern. Wir wissen, daß dieselben für unendlich schwere Arbeit sehr schlecht bezahlt werden. Es will uns bedünken, daß der Mann für den Dienst, den er uns leistet, zu geringen Lohn erhält, und was ihm der Staat verweigert, das suchen wir ihm in etwas zu ersetzen; und wir können dies mit gutem Gewissen thun, da wir ihn durch ein Trinkgeld in seinem Dienste weder zu hindern noch zu fördern vermögen. Das ist aber fast bei keinem andern Beamten der Fall, beispielsweise schon nicht bei denen der Eisenbahn. Es scheint nun fast, daß die vorgelegten Behörden, z. B. der Post, bei Abmessung des Lohnes ihrer untern Beamten diese Trinkgelder mit veranschlagen, wie Gasthof-Inhaber die Trinkgelder ihrer Kellner und Kellnerinnen, und darum sich berechtigt halten, den Lohn so niedrig zu berechnen, daß er kaum noch als Lohn angesehen werden könne. Denn es ist Thatsache, daß gutherzige Vorgesetzte bedrängte Unterbeamte in solche Gegenden oder Reviere einer Stadt schicken, wo diese auf ein verhältnißmäßig reiches Trinkgeld rechnen dürfen.

Zu diesem Falle mag das Trinkgeld entschuldigt werden; aber auch der letzte Beamte sollte so bezahlt werden, daß er des Trinkgeldes nicht bedarf. Diesem hafet immer etwas an, was sich mit der Ehre, mit der persönlichen Würde nicht vereinigen läßt; und gefährlich für die Beamten sowohl wie für die Bürger ist's auf alle Fälle. Das muß man vergessen oder für nichts achten, wenn man ein Trinkgeld anbietet, und das ist eben nicht jedermanns Sache; wird's aber mehr oder minder deutlich gefordert, abgelungert oder abgepreßt, dann ist's nicht mehr ein Trinkgeld, sondern ein Sündenlohn.

Das war die bedeutsame Lücke in unserer Erfahrung, die meine Frau und ich diesmal schwer büßen mußten; denn wir hatten uns nicht geirrt!

(Schluß folgt.)

Hiéroglyphen.

(Bild Seite 257.)

„Da hat das Zeitungsschreiber-Volk
Den hirnerbraunten Satz erfonnen,
Die Lehrer hätten, sie allein,
Die Schlacht bei Königsgrätz gewonnen!

Nicht Woltke, auch der Dreysse nicht
Und nicht die brandenburger Jungen —
Der Lehrer, der den Haselstod
Vor Zeiten über sie geschwungen.

Sie sollen mit so sadem Schwaß
Mir altem Keel vom Hals bleibn!
Wär's wahr, wie könnte noch ein Mensch
So tolle Krähenfüße schreiben?

Denn welches Dorf ist nun gemeint?
Für welches soll ich mich entscheiden?
Muß rechts ich, muß ich links um gehn?
Am Ende ist es keins von beiden!

Und sind' ich ja das richt'ge Dorf,
So ist's doch nur ein halbes Wesen,
Denn die Adresse, na, die soll,
Wenn er's vermag, der Teufel lesen!

Ja, ja, es ist noch manches faul,
Trotz allem Prahlen, allem Schwätzen.
Stünd ich am Kreuzweg sonst, wie jetzt,
Um hintern Ohre mich zu kratzen?“

Ein anderes Wort über Stenographie.

(Entgegnung auf den Artikel: „Ein Wort über Stenographie“ in Nr. 14 dieses Jahrgangs.)

Der Verfasser des gedachten Artikels, aus welchem nicht ganz ersichtlich ist, ob derselbe ein einigermaßen geübter Stenograph ist, führt innere und äußere Gründe dafür in's Feld, daß die Stenographie kein Gemeingut der Gebildeten werden könne, daß sie berufsmäßige Spezialfertigkeit bleiben müsse, im übrigen aber nichts weiter als Spielerei sei, ja daß sie wohl nicht zu den reinsten Quellen gehöre, an welchen der Wissensdurst der Arbeiter zu stillen versucht wird.

Die langjährige Erfahrung des Verfassers basiert, wie aus dem Artikel ersichtlich, vorzugsweise oder vielleicht ausschließlich auf den Nutzen der Stenographie an unsern Hochschulen. Um zu einem gerechten Urtheil zu gelangen, genügt nach meiner Meinung diese begrenzte Erfahrung durchaus nicht, namentlich da die Stenographen an unsern Hochschulen doch nur ziemlich vereinzelt sich vorfinden. Um zu einem richtigen Resultat zu gelangen, müßte man vielmehr genügende Erfahrungen besitzen, wie sich die Stenographie auch in den übrigen Schulen, ferner auch im kaufmännischen Fache bewährt hat, und wie sie sich bewähren würde, wenn sich nicht nur vereinzelt Stenographen auf genannten Gebieten vorfinden, sondern eine allgemeine Anwendung der Schnellschrift eingeführt wäre. Theilweise Resultate liegen auch bereits vor, indessen will ich hier auch nur an der Hand meiner eigener Erfahrungen die in dem genannten Artikel angeführten Gründe näher beleuchten. Meine Erfahrung erstreckt sich auch auf die Vorschule, da ich auf der Untertertia eines Gymnasiums (bei Professor F. Tietz in Braunsberg, welcher seit länger als 12 Jahren dajelbst in mehreren Klassen und Abtheilungen unentgeltlich darin unterrichtet) bereits die Gabelsberger Stenographie erlernte.

Die falsche Voraussetzung, die der Verfasser im ersten Theil seines Artikels macht, ist die, daß er annimmt, der stenographirende Student müsse alles wörtlich nachschreiben; seine ganze Thätigkeit während des Vortrags sei daher lediglich auf die Fixirung der Worte des Lehrers gerichtet, er könne daher den Vortrag nicht geistig in sich aufnehmen, da ihm zum denken keine Zeit übrig bliebe. Der kurrent schreibende Student dagegen wiederum müsse mehr geistig arbeiten, da er von vornherein weiß, daß er nicht alles nachschreiben kann, sich vielmehr nur auf Fixirung der Hauptpunkte, des Bedeutungsvolleren einlassen kann. Um dem Verfasser gerecht zu werden, gebe auch ich zu, daß der Stenographirende sich leicht dazu verleiten lassen kann, alles wörtlich niederzuschreiben, so daß seine ganze Thätigkeit nur im mechanischen Nachschreiben besteht, aber diese Gefahr besteht ebenso für den kurrent Schreibenden. Es liegt dies eben nicht an der Schreibweise, sondern an der Individualität, an der Eigenheit des Studirenden, je nachdem er es für sich für zweckmäßiger hält, soviel als möglich schwarz auf weiß zu haben, oder den Vortrag geistig in sich aufgenommen zu haben, so daß er zur Repetition desselben nur weniger hauptsächlich Notizen bedarf. In beiden Fällen ist aber die Stenographie von bedeutendem Nutzen. Legt also der Student mehr Werth auf das „getroßt nach Hause tragen“, so kann er als Stenograph alles, als Nichtstenograph nur Bruchstücke heimsühren und die nachfolgende Geistesarbeit ist für letzteren offenbar bedeutend größer, als für ersteren. Legt er mehr Gewicht darauf, gleich den Vortrag während der Vorlesung zu kapiren, so hat der Stenograph zur Gedankenthätigkeit ungleich mehr Zeit, als der Nichtstenograph, weil zum Niederschreiben der notwendigen Notizen ersterer ungleich weniger Zeit braucht. Ersparung an Zeit, welche für mechanisches Schreiben verwandt werden müßte, welche also für Gedankenthätigkeit frei wird, das ist ja der Hauptnutzen der Stenographie. Ich will hier nicht näher darauf eingehen, von wie großem Nutzen uns die Stenographie auf dem Gymnasium war, wo wir täglich den Unterschied zwischen der gewöhnlichen und der Schnellschrift dadurch konstatiren konnten, daß ungefähr $\frac{1}{5}$ in derselben Klasse nur kurrent schreiben konnte. Andererseits habe auch ich auf der Hochschule die Erfahrung gemacht, daß von den stenographirenden Studenten nur einzelne Ausnahmen sich des wörtlichen Nachschreibens befleißigten, während von den kurrent Schreibenden viele nur des mechanischen Schreibens, um eben soviel als möglich nach Hause tragen zu können, oblagen. Mir, als Stenographen, blieb auch während des Vortrages noch

soviel Zeit übrig, um täglich diese Wahrnehmungen machen zu können. Daß einmal ein Gelehrter gesagt hat: Ein stenographisches Manuscript ist keinen Schuß Pulver werth! macht wohl blutwenig dabei aus. An unserm Gymnasium schimpften die der Stenographie unkundigen Lehre nicht minder drastisch über diese Neuerung, bis sie sich schließlich durch den fortgesetzten Gebrauch seitens der Schüler von ihrem Nutzen überzeugten.

Der zweite Grund des Verfassers, daß es dem stenographischen Manuscript an Uebersichtlichkeit fehle, hat einige Berechtigung. Meist erlebt es der Anfänger, daß er sich in seinem eigenen Heft nicht ganz zurecht finden kann, und auch bei langjährig geübten Stenographen dürfte dies noch oft, wenn auch in bedeutend geringerer Maße der Fall sein. Aber das liegt nicht an der Stenographie selbst, sondern daran, daß wir mit der Kurrentschrift viel vertrauter sind. Gewöhnlich erlernt man ja erst in spätern Jahren die Schnellschrift. Und wenn man dann auch jahrelang stenographirt, so ist man doch fortwährend nebenbei gezwungen, mit der lieben alten Kurrentschrift auf dem Laufenden zu bleiben: sie bleibt uns die bekanntere. Ebenso ist uns, weil wir viel mehr lesen als schreiben und zwar mehr Gedrucktes als Geschriebenes lesen, die Druckschrift wiederum geläufiger als Kurrentschrift. In einem gedruckten Buch sind wir sofort orientirt, in einem geschriebenen weniger schnell, und in einem stenographirten ebenso oder noch weniger schnell, jenachdem wir mit der Stenographie ebenso oder weniger vertraut sind. Uebrigens halte ich diesen Punkt bei der in Untersuchung stehenden Frage für wenig bedeutend.

Ebenso unhaltbar sind auch die innern Gründe des Verfassers. Wenn es eben einmal feststeht, daß der Hauptvortheil der Stenographie in der Ersparung an Zeit für unproduktive Scheibearbeit, also Aufsparrung derselben für produktive Gedankenarbeit besteht, so müssen auch die innern Gründe weichen. Die falschen Schlüsse, zu denen der Autor gelangt, basiren eben wiederum auf falschen Voraussetzungen, nämlich deshalb falsch, weil der Stenograph und der kurrent Schreibende wiederum mit zweierlei Maß gemessen werden.

Der Verfasser vergleicht eben den Stenographen, der beim Schreiben nicht denkt, mit dem kurrent Schreibenden, welcher dabei denkt. Letzterer habe beim Schreiben zugleich die nöthige Zeit, das Geschriebene zu denken; ersterer müsse so schnell schreiben, als der Lehrer (Chef etc.) spricht, könne also nicht denken. Jawohl hat der kurrent Schreibende genug, und ich sage zuviel Zeit, während der mechanischen Schreibarbeit auch die geistige Denkarbeit zu vollziehen. Wem ist es nicht schon passiert, daß ihm während des Hinschreibens eines Gedankens, der sich etwa in einem Satz von mehreren Reichen entladet, der nächste Gedanke, der vorhin schon gefaßt war, entwichen wäre, und es manchmal langen Suchens bedarf, um den verlorenen Gedankenfaden wieder aufzufinden? — Schon von diesem oberflächlichen Standpunkte aus wäre also eine schnellere Schriftweise, eine Stenographie erwünscht. Jedoch gleiches Maß. Ich verlange vom Schreibenden, daß er denke oder nur mechanisch meine Rede figure. Ist letzteres der Fall (wie bei öffentlichen Reden, in den Landtagen etc.), so kommt sogar der kurrent Schreibende garnicht in Betracht, er kann nicht alles, nur Bruchstücke nachschreiben, und der Vortheil der Stenographie ist wohl klar. Oder ich verlange vom Schreibenden zugleich, daß er das Niederschreibende auch geistig erfasse, denke. Offenbar ist der Stenograph hier wiederum im Vortheil, und zwar bedeutend im Vortheil, wie schon hinreichend klar sein dürfte. Das so gefährliche Prinzip der Oberflächlichkeit kann daher nimmer an der schnelleren Schreibweise liegen, sondern an der Eigenart des Schreibenden oder des Veranlassers zum Schreiben, wenn namentlich letzterer, wie es auch der Verfasser zu thun scheint, die unerfüllbare Forderung stellt, der Stenograph solle so schnell schreiben, als er spricht, und zugleich das Niedergeschriebene geistig erfasst haben.

Uebrigens gibt der Verfasser selbst „die große Bedeutung für das öffentliche Leben, für das politische und soziale Leben“ zu, wie er auch die Unzulänglichkeit der Kurrentschrift zugibt, wenn er so nebenbei sagt, daß der Student „mit beliebigen Abkürzungen“ schreibt. Jawohl, jeder Student ist zu Abkürzungen, zu einer schnelleren Schreibweise gezwungen, und es bildet sich im Laufe

der Zeit bei jedem so eine Art kurrenter Stenographie aus, die zu lesen gewöhnlich nur dem Betreffenden selbst möglich. Das Bedürfnis nach einer Stenographie liegt da klar zutage.

Es liegt mir fern, hier über Nutzen und Bedeutung der Stenographie im allgemeinen etwas anführen zu wollen. Dergleichen ist in den Vorreden zu stenographischen Lehrbüchern, in öffentlichen Reden, in Vereinen zc. genugsam schon gesagt worden. Ja, die Stenographie beansprucht sogar, was dem Verfasser so ungeheuerlich vorzukommen scheint, auch das Denken schneller zu machen, freilich nur in gewissem Sinne.

Der Teufelsglaube. Bilden die Hexenprozesse, schreibt David Strauß im „alten und neuen Glauben“, eines der entseeligsten und schwachvollsten Blätter der christlichen Geschichte, so ist der Teufelsglaube eine der häßlichsten Seiten des alten Christenthums, und es ist gradezu als ein Kulturmesser zu betrachten, inwiefern diese gefährliche Frage die Vorstellungen der Menschen noch beherrscht oder daraus vertrieben ist. — Der Aberglaube, der den größten Theil des Menschengeschlechts seit Jahrtausenden bis zum heutigen Tage noch in seinen Fesseln hält, sieht überall Dämonen, höhere Wesen, Geister da, wo die Erkenntnis oder die Mittel derselben nicht hinreichen, Erscheinungen zu erklären. Und so sind es denn vornehmlich zwei Wesen, die in der christlichen Götterlehre sich unterscheiden, das eine, das alles Gute und Edle, und das andere, das alles Böse und Sündhafte vertritt und hervorbringt. Die Personifikation des ersten belegte man mit dem Namen Gott und die des letzteren mit der Bezeichnung Teufel (Diabolus). Dieser ist ein altes chaldäisches Produkt, das von da zu den Hebräern und Christen überging. Man dachte sich ihn als ein schwarzes Ungethüm, wenigleich er da, wo er heute „spukt“, schön modernisirt, als rothgekleideter Kavalier, grüner Jäger oder im blauen Mantel, der den Pferdefuß bedeckt, auftritt. Offenbar ist er ein höchst anstelliger und gelehriger Geselle, der dem Geschmack der Zeit Rechnung zu tragen weiß. Schwarz ist jedoch stets seine Farbe, sobald die Rolle, die er spielt, in's geistliche Departement einschlägt; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die früheren Einseitler große Affen für leibhaftige Teufel hielten, ebenso wie Don Quixote Windmühlen für Riesen. Der frommen Einbildungskraft ist groß, sobald übernatürliche Dinge in's Spiel kommen, die selbst „kein Teufel wissen kann“, und hört man bei vielen nicht heute noch die Redensarten: „Man muß manches glauben, was man nicht versteht; hilft's nicht, so schadet es auch nicht, — alles hängt von Zeit und Umständen ab, und unsere Alten waren doch auch keine Narrn!“ u. s. w. Dieser geistige Schlandrian bewirkte eine immer tiefere Einrostung des Teufelsglaubens, bis dieser sich sogar als Dogma festsetzte. Man glaubte von nun an alles, was der Pfarrer des Sonntags predigte und der Teufel gab dabei meistens das Thema ab. Er und die Gottheit schlossen förmliche Verträge, wie Molière's Arzt: „Passez-moi l'émétique et je vous passerai la saignée — laßt meine Brechmittel zu, so gestatte ich auch eure Aderlässe.“ Man konnte dem Teufel sich gradezu verschreiben, einen Pakt mit ihm schließen, und die alten Chroniken wimmeln von Lebensbeschreibungen solcher, die im „Bunde mit dem Bösen standen“. Und kann man nicht heute noch an vielen ländlichen Stubenhüren drei Kreuze (†††) sehen, die vor Walpurgis gemacht worden gegen die vom Teufel besessenen Hexen? Luther und seine Freunde besonders bildeten den Teufelswahn in vornehmlichem Grade aus und malten den „bösen Feind“ schwärzer als den schwärzesten Mohren, wobei sogar noch die Tinte auf der Wartburg mit-helfen mußte.

Das schredlichste der Schreden
Das ist der Mensch in seinem Wahn!

Respekt drum vor dem alten Satyr St. Gervais! „Wollt ihr den Teufel sehen?“ fragte dieser einst in Gesellschaft, und auf die Antwort „Ja!“ zog er aus seinem Gewande einen großen Beutel hervor. „Seht ihr ihn?“ — „Nein!“

„Nun, sprach er zu den Gastenden, das ist doch wohl der Teufel, wenn man den Beutel zieht und findet nichts darin.“

Fürwahr, ein leerer Beutel ist wirklich ein Teufel und meist kein geringerer, als der sogenannte Haus-teufel, Zankteufel. — Das Hauptmeisterstück des Teufels ist aber bekanntlich seine „Verführung“ des ersten Menschenpaares gewesen, wodurch wir sämmtlich, ohne „Seligmachung“ der Taufe, die Anwartschaft auf freies Fegefeuerquartier in der Residenz des Teufels erlangt haben. Nun, an Gesellschaft wird es dortselbst wohl nicht fehlen, sodas man sich schon trösten kann. Was spekulirenden Frommen jedoch schon viel Kopfschmerz verursacht hat, ist der Umstand, daß Gott, der allmächtige Gott, nicht längst schon dem „bösen Feind“ den Garauß gemacht, sondern fortwährend zuläßt, daß derselbe, einem Hecht im Karpfenteiche gleich, die besten Broden für sich annektirt. Der Missionär Charlevoix wußte sich aber zu helfen, als man ihm jene Frage vorlegte; er antwortete sehr naiv: „Davon steht nichts in meinem Katechismus.“ In diesem steht allerdings noch gar viel nicht, was ungläubige Seelen fiktelt und heißspornige Theologen verdrießlich machen kann. Glaube, rufen diese dann, oder — fahre zur Hölle! — Gemach, ihr Herren,

wir wollen's thun,
jedoch vorerst — collegium logicum.

Ich überlasse es jedem denkenden Leser, über die Angriffe des Verfassers gegen die Stenographie, als eine Spielerei, als zur Oberflächlichkeit verleitend, als eine unlautere Quelle für den Wissensdurst der Proletarier, daß sie nie Gemeingut aller Gebildeten werden könne u. s. w., selbst zu urtheilen. Ich füge nur den Wunsch hinzu, daß sie recht bald Gemeingut der Gebildeten werden möchte, weil erst dann ihr eminenter Werth und Nutzen, der sich ja schon jetzt bei der vereinzeltten Anwendung so sehr zeigt, volle Geltung und Würdigung erlangen kann.

Schjtarsti.

Was ist der Teufel, fragen wir, und woher kommt er? Er ist ein Geist, sagt der Theologe, der von Gott verstoßen worden, weil er gegen dessen Willen handelte. Da nun nach der christlichen Apologetik alle Wesen, wie überhaupt die ganze Welt, von Gott geschaffen worden, muß folglich auch jener verstoßene Geist, der zum „Teufel“ degradirt wurde, sein Werden Gott zu verdanken haben und seine Fortexistenz. Denn Gott muß Macht über den Teufel besitzen, sonst fehlt ihm das Prädikat der Allmächtigkeit, er wäre sonst nicht Gott. Ist es nun aber denkbar, abgesehen von der Gottesexistenz, daß Gott sich einen Konkurrenten schuf, der fortwährend mit ihm in Fehde lebt und ihm das zu entreißen sucht, was er geschaffen? Entweder also ist Gott nicht Gott, indem er keine Macht über den „bösen Geist“ besitzt, oder er duldet den „Teufel“ und dann ist er erst recht nicht Gott. Denn in diesem Falle würde er ja Vergnügen an den Qualen und dem Unglück seiner selbstgeschaffenen Wesen bekunden, und dies verträgt sich absolut nicht mit dem Gottesbegriff, sobald man an diesem und seiner Allgüte einmal festhält. Der Teufelsglaube schafft daher nur Ungereimtheiten — aber ist er nicht nothwendig für die Theologen? Gäbe es überhaupt solche ohne den „bösen Feind“? Schwerlich, denn wir wären ja dann lauter „Söhne des Himmels“ und könnten hübsch unsere Kirchensteuern sparen. Was würden aber unsere Staatslenker ohne Theologenhilfe beginnen? Läßt sich der heutige Staat ohne Bibel und Rutten überhaupt halten? Nein, darum ist der Teufelsglaube auch unendlich viel werth für unsere Großen, — ergo einen Teufelslästerungs-Paragrafen! Man überlege sich die Sache, denn Dienste verlangen Gegendienst.

Dr. M. L.

James Watt, der berühmte Verbesserer der Dampfmaschine, ist es, den unsere Reproduktion eines Bildes des italienischen Malers Alessandro Rinaldi den Lesern der „Neuen Welt“ vorführt (S. 256). Der Künstler hat den jungen Watt, der bereits 1757, im Alter von 21 Jahren, zu Glasgow die Anstellung als Universitätsmechaniker erhielt, bei einem jenem Experimente dargestellt, welche ihn zur Erfindung des Kondensators und damit zur Herstellung seiner zu vielseitiger technischer Anwendung brauchbaren Niederdruckmaschine geführt haben. Watt war ein Autodidakt, der seine hohe Bedeutung als Techniker und Erfinder im wesentlichen der eignen, mit großem Fleiße verbundnen Genialität zu verdanken hatte. Er wurde geboren am 19. Januar 1736 zu Greenock in Schottland und starb am 25. August 1819 zu Heathfield bei Birmingham. Seine Verdienste hatten ihm u. a. die Mitgliedschaft der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London und der französischen Akademie der Wissenschaften erworben.

Der Bau und die Einrichtung eines Zimmeraquariums.

Es ist schon einmal die Aufmerksamkeit der Leser der „Neuen Welt“ (1876, pag. 520) auf die Unterhaltung und Belehrung, welche eine Wasservelt im Kleinen, ein Aquarium, bietet, hingelenkt worden; meine Aufgabe sei, die Herstellung und Einrichtung desselben in zweckmäßiger und billiger Weise vorzuführen und Vorurtheile gegen Kostspieligkeit zc. zu beseitigen. Ich habe vor allem den Arbeiter im Auge, der nach des Tages Mühen in staubigen Räumen abends eine Unterhaltung und Erholung in seinem traulichen Heim wünscht, und ich möchte ihn versichern, daß von allen Liebhabereien die in Rede stehende die billigste ist. Wer von der Beschaffung eines Behälters aus einer Aquariumhandlung, mit ihren verhältnismäßig hohen Preisen, absieht, wende sich an einen tüchtigen Zeugschmied, lasse sich, je nach Geschmack, ein vier-, sechs- oder achtgediges Gestell mit Boden von starkem Flacheisen anfertigen. Die Säulen, 3½ Centimeter breit, werden doppelt, die innere mit der äußeren durch je zwei Schrauben, verbunden, zwischen welche jeder Glafer die starken Scheiben einzieht, sie verkitet und das Gestell mit dreifachem Delanstrich, von vielleicht steingrauer Farbe, versieht. Etwa 12 Centimeter unter dem Rande wird in eine Säule ein ¾ Centimeter Durchmesser haltendes Röhrchen besetzt, ein eben solches 4 Centimeter vom Boden. Vortheilhaft ist, den untern Eisenrand 7 bis 8 Centimeter hoch arbeiten zu lassen, um beim etwaigen Springen einer Scheibe nicht durch gänzliches Ablausen des Wassers die Fische zu verlieren. Ein Aquariumbehälter, achtgedig, tonisch, 70 Centimeter lang, 56 breit und 42 hoch, circa 10 Feuerreimer Wasser enthaltend, kostet, nach den Preisen einer mittelgroßen Stadt berechnet, 7 Mark für Eisen-gestell, 5,20 für Glas, zusammen 12,20. Ein sogenannter

Wandeimer zum Speifen des Springbrunnens, d. h. ein Feuerimer (seiner Cylindrerform halber zu empfehlen) hinter Vorhang oder Tapetenwand verborgen, ein paar Meter Gummischlauch, die Circulation des Wassers vermittelnd, vervollständigen die Einrichtung*). Auf den Boden lege man einen Ziegelstein und fülle den Raum bis zur Höhe des Ziegelsteins mit grobem Kies, wie zum Straßenpflaster gebraucht, der vorher tüchtig auszuwaschen ist, um Trübung des Wassers zu verhindern. Dieser Grund wird mit kleinen Muscheln decorirt, welche am billigsten zu beschaffen sind, indem man einer Tante oder sonst einer gutmüthigen alten Frau ein mit Muscheln besetztes Wandlörbchen, welches unscheinbar geworden, abschmeichelt und in heißes Wasser wirft; die sich auflösenden Muscheln erhalten die frühere Farbenschönheit zurück. Der auf dem Ziegelstein mit Cement befestigte, circa 12 Centimeter das Gefäß überragende Luffstein, dessen oberer Rand einen Blumentopf einschließt, trägt eine schmalblättrige Pflanze, weil Wassertropfen auf breiten Blättern den Sonnenstrahlen ausgefetzt Brandsteden verursachen. Farren dauern in der Wohnstube nicht aus, deshalb ist das wechselständige Cypergras vorzuziehen. Von Pflanzen nehme man zum Einsetzen in den Kiesboden vor allem den Froschlöffel, ein prachtvolles heimisches Gewächs — rosenrothe Blüthchen bedecken einen pyramidenartig über das Wasser ragenden Blüthenschaf — in jedem Wiesengraben vorkommend, und das Pfeilkraut, nach der Form der Blätter benannt; ferner Laubkraut, an seinen krausen Blättern kenntlich, wächst in jedem Schlammgraben unter dem Wasser, hält sich in Aquarium selbst uneingepflanzt sehr lange. Wasserlinsen, jene kleinen Blättchen mit den zarten Würzelchen, können ab und zu auf das Wasser gestreut werden. Hornblatt, Froschbiß und die schwimmende Salvinie sind vorzüglich, aber schwieriger zu erlangen; die oben benannten Pflanzen genügen jedoch vollkommen dem Auge und erhalten das Wasser lange Zeit frisch und klar. Von Fischen setze man ein: Goldfische, die überall zu haben sind; Karpfen; kleine Sektoren; dann Karauschen, den vorigen ähnlich, an den Seiten messinggelb (diese 3 Fischarten gehen selbst im trüben Wasser nicht zu Grunde); Weißfische und Flußgrundlinge, sowie Elritzen; auf diese möchte ich, wegen ihrer Munterkeit und Beweglichkeit, besonders aufmerksam machen. Die letzteren sind überall beim Fischer unter den Futterfischen anzufinden, daher billig zu bekommen. Dann kann man noch Schmerlen und Steinschmerlen dazu nehmen, die in kleinen Lachen mit dem Schmetterlingsnetz zu fangen sind. Je ein Paar vorbenannter Arten, deren allgemeines Bekanntsein ich voraussetzen zu dürfen glaube, bevölkern ein mittelgroßes Aquarium hinreichend und erfordern nicht viele Pflege. Geschmack, Zufall und billige Bezugsquellen werden die Besetzung schon variiren. Die Fütterung kann nicht billiger sein: Ameisenpuppen (Ameisenweiber), rohes Hühnerfleisch geschabt, gefochtes Hühnerfleisch in Fasern zu reihen; das billigste und begehrteste Fleisch der Regenwürmer, mittelgroße, große zerstückt, und Fliegen. Die Unterhaltungskosten übersteigen im Jahre nicht 40 bis 50 Pfennig. Für den Dilettanten ist es nach meiner Meinung besser, von den Kriechthieren ganz abzusehen, nicht darum, weil ich ein abgelegter Feind aller Kriechthiere bin, sondern erstens, weil diese für ein unbedecktes Aquarium nicht zu empfehlen sind, und deshalb ein bedecktes anzulegen, nicht anzurathen ist; und zweitens, weil die darauf zu verwendende Sorgfalt bei weitem das erzielte Vergnügen überwiegt. Die kleinen markgroßen amerikantischen Schildkröten sind allerdings sehr niedlich, beanspruchen aber eine sorgfältige Pflege und sind schwer zu überwintern, meine starben regelmäßig im Oktober. Die Unliebenswürdigkeit der handgroßen, gemeinen Leichschildkröte ist unerträglich; entweder zwang sie sich ruinirend durch die Pflanzenstengel, den Luffstein u. s. w. oder sie schlug von dem Felsen herunter, polternd mit dem Rücken schilde gegen die Glaswand, kurz, gab sich alle Mühe, mich zu ärgern. Das Umherkriechen der Molche, Schlangen, das Herumfliegen der Wasserkäfer, welche des Abends von ihren Füßeln Gebrauch machen, in der Wohnstube, ist nicht jedermanns Geschmack. Wenn der Winter uns in die Stube bannet, das wohlthuende Grün vom Auge vergeblich draußen gesucht wird, dann weiß es gern auf einem grünen Bläzchen in der Stube; deshalb will ich eine eigenthümliche Einrichtung meines Aquariums erwähnen, die sich in dieser Jahreszeit besonders gut ausnimmt. An den beiden kurzen Seiten des länglichen Achtecks ruhen starke Glasscheiben 2 Centimeter über dem Wasserpiegel auf Messingdrähten, welche mit umgebogenen Enden im oberen Rande des Aquariums eingehakt sind; sie dienen folgenden Pflanzen, welche sich durch lange Zeit als ausdauernd in der Wohnstube erwiesen haben, als Standort: Zucapalme oder Palmentille, Apidistra bicolor (ich bin gezwungen die botanischen Namen anzuführen, damit man die Pflanzen beim Gärtner fordern kann, und weil es für viele Pflanzen keine deutschen gibt), das beliebte Ampelgewächs Cordelina, Kolla, Dracena oder Drachenpalme und das billige Peridengras; auf dem Felsen das Miniaturbildchen einer Palme, das wechselständige Cypergras. Auf Konsolen hinter dem Aquarium die unverwiltliche Plectogyna (Apidistia elativa) mit ihren handbreiten Blättern, ein hochstämmiger Brandaloe und zu den Seiten schlingen Epheu, Geranium und Wasserepheu, die

*) Der Springbrunnen ist nicht als Spielerei zu betrachten; die Circulation des Wassers führt den Fischen neuen Sauerstoff zu. Durch diese Vorrichtung, durch welche in heißen Tagen allabendlich 1 Eimer frisches Wasser zugefetzt wird, ist jährlich nur zweimalige gründliche Reinigung nöthig.

heimischen Blattformen verirend, ihre Ranken um die tropischen Pflanzen. Unter diesem Blätterdach bietet das muntere, wechselfolle Treiben der Wasserbewohner, die stolze Grandezza der Goldfische, die Briefträgergeschäftigkeit der Elritzen, die spionirende Neugier der Karpfen, die schlangenartige Geschwindigkeit der Steinschmerlen, ein lebensvolles Bild und ist eine unvergleichliche Quelle der Unterhaltung und der Freude an den Mitgeschöpfen. Bei den Bauversuchen hat der Vater selbstverständlich die volle Sympathie der Kinder, bei seiner bessern Hälfte kann er sich nicht immer des Gleichen rühmen. Doch frisch vorwärts! Einwände dürfen ihn nicht beirren! Ist das Aquarium fertig gestellt, die Mutter setzt sich an den Tisch und die lustigen Brüder versammeln sich an dieser Seite die niedrigsten Purzelbäume schießend, wedelnd, sich drängend, um aus ihrer Hand ein Fleischnäselchen oder ein paar Krümchen zu erhaschen, dann haben sie ihr Herz gewonnen, den vorzüglichen Schutz, und das Aquarium hat das Hausrecht. Ich spreche aus Erfahrung.

S—h.

Korrespondenz.

Stettin. A. C. Ihre Sehnsucht nach einer „Seele“, die Sie lieben möchte, ist durchaus erklärlich und berechtigt; Ihre Verse sind jedoch garnicht geeignet, Ihnen solch eine Seele zu erobren — zum Poeten gehört mehr als der gute Wille. Klagen Sie Ihr Leid in verständlicher Prosa einem halben Duzend junger Mädchen, anstatt in Poesie der „R. B.“, so werden Sie sicherlich nicht zum unglücklichen Opfer der „bittern Ironie“ und der „Berzweigung“ werden, wie Sie in den Schlussworten Ihres Besichts schwarzleberlich prophesieren.

Wintertur. Secundarlehrer R. K. Frdl. Dank für Ihre Mittheilungen! Dieselben mögen im wesentlichen gleich hier Platz finden: „Wenn jemand Geographie studiren will, so findet er keinen bessern Atlas als „Weltlein, Schulatlas für Secundarschulen“ (25 Bl.) und kein besseres Lehrmittel (auch für mathem. Geogr.) als „Weltlein, Vertheilung für d. Unterricht in Geogr. f. Secundarschulen“. Beide Werke sind spottbillig, Atlas 4 Gros., Vertheilung 1,20 Gros., während Sudow 6—7 Mark kostet. (Weltlein ist Lehrer am zürch. Seminar in Rüschacht, der staatl. gemahregelte Anhänger Darwins.)

Groß-Obersieben. F. B. Wir wollen sehen, ob wir Kogebue's Berzweigung demnächst zur Hand bekommen.

Kiel. „Der Obige.“ Sie thäten uns leid, wenn Sie wirklich auf so tiefer Stufe der Urtheilsfähigkeit ständen, als Ihr Schreiben zu verrathen scheint. Wer den Inhalt der „R. B.“ als „ganz gewiß nicht interessant“ bezeichnet, der mag nur ruhig zu der so interessanten Schulbibliothek zurückkehren.

Leipzig. H. B. Sie haben recht, wenn Sie meinen, der Ueberfluß an Producten derart, habe die Veröffentlichung des von Ihnen vor längerer Zeit eingekündigten Silbenrathels vorläufig verhindert. Auch das jüngst eingekündigte wird vielleicht etliche Zeit zu warten haben. Am sichersten würden diejenigen Rathselsräthel auf baldigen Abdruck zu rechnen haben, welche als Rathselsräthel mit der Leuzner der „R. B.“ harmonisirende Sinnprüche u. dgl., nicht aber bloße Namen, wählen möchten. Wollen Sie's probiren?

Berlin. D. W. Die Liebe sei eigentlich „nicht nöthig“, meinen Sie? So — Ihnen? — O. Wo. Wir behauern, daß der durchaus einseitige und die ältere Stenographiesysteme in rücksichtsloser Weise angreifende Inhalt Ihrer Arbeit und die Erfüllung der Aufgabe, Sie zuerst gegen Dr. W. zu Worte kommen zu lassen, unmöglich gemacht hat. Es liegt, nach unserer Ansicht, in Ihrem dringendsten Interesse, den Schein zu vermeiden, als wollten Sie solch eine Gelegenheit zur Herabsetzung der anderen Systeme und zur Beklampe für Ihr eigenes benutzen. Im vorliegenden Falle handelt es sich um den Werth der Stenographie im allgemeinen und gar nicht um die speziellen Vorzüge und Nachteile einzelner Systeme. Wir glauben, Ihnen mit der Inrückstellung Ihrer Arbeit einen Dienst erwiesen zu haben.

Breslau. J. J. B. Besten Dank für Komposition u. c. Das Etüderia wird sich wahrscheinlich, die Komposition vielleicht bald vermerken lassen. Wenn Sie das Urtheil, welches abzugeben, Ihrer Meinung nach, Ihnen nicht ziemt, und ganz unverholen mittheilen wollten, so würden Sie uns sehr verbinden. — A. Nan. Sie hegen das Verlangen, eine Abbildung des „Gabeljürgen“ auf dem Remarkt in Breslau in der „R. B.“ erscheinen zu sehen? Was begeistert Sie am Gabeljürgen denn so sehr? Die große Gabel vielleicht?

Spremburg. C. A. Ihr Geld und Ihre Bestellung haben wir der Expedition übermittleit.

Königsberg. C. Dr. Solchen Wunsch erfüllen wir stets so rasch als möglich. Von Kosten ist natürlich gar keine Rede.

H—n. R. B. Strophen, wie die folgende:
Heilige Freiheit, süßer Traum,
Die wir theuer uns erkauften,
Werde nicht zu Seifenchaum,
Denn wir werden tapfer um dich raufen!

beweisen, daß Sie mit Ihrer Meinung, Ihre Gebichte wären ganz maßlos, doch sehr auf Ironie sind. Vernein Sie recht fleißig und geben Sie den Sebanken, als Dichter vor die Öffentlichkeit zu treten, ganz auf.

Wlad. J. W. Die Expedition hat Ihre Bestellung sofort effectuirt.

Die Unterzeichnete bittet Ihren Vater, den Schneidergesellen Friedrich Rudolph Gerlach, welcher am 13. September 1869 von hier fortging und in Berlin bei Mohr und Speier gearbeitet hat, nach dem Tode der Mutter an sie zu schreiben. Auch andere, die seinen Aufenthalt kennen, bittet um Nachricht Johanna Gerlach, Königsberg (Preußen), Burgstraße Nr. 4.

Kerzlicher Briefkasten.

Potsdam. R. H. Ihre mit Ineinanderlaufen der Schrift verbundene Augenschwäche kann verschiedene Ursachen haben, die nur durch künftige Untersuchung des Auges seitens eines Spezialarztes zu ermitteln sind. Verleihe wird Ihnen auch das passende Mittel — wahrscheinlich eine Brille — dagegen verordnen. Vor Augenwässern und anderen Hausmitteln warnen wir Sie.

Budau. Frau A. E. Das von homöopathischen Kerzen nach der Anweisung der Rudhoden gewöhnlich verabreichte Mittel ist Iujua occidentalis in 3. Potens. Dasselbe wird, solange der Bodenausschlag dauert, täglich einmal zu 2—4 Tropfen in etwas Wasser gegeben und soll able Rebenzufälle und weitere Folgeerkrankungen verhüten. Doch muß man es aus einer homöopathischen Spezial-Apothek beziehen, nicht aus einer allopathischen Apotheke. Ein Fläschchen von 10 Gramm Inhalt kostet 30 Pf.

Berlin. Felix S. Ihr Leiden ist wahrscheinlich die unter dem Namen „Parosmie“ bekannte Neurose. Da Sie bei den dortigen Kerzen keine Güsse gefunden, so wollen wir Sie, weil uns der vorliegende Fall besonders interessirt, versuchsweise in Behandlung nehmen und bitten Sie, unter der Adresse der Redaktion d. Bl., um genaue Angabe Ihrer Wohnung.

(Schluß der Redaktion: Sonnabend, den 16. Februar.)